

RODICA DOEHNERT

DAS
SACHER

Die Geschichte
einer Verführung

ROMAN

EUROPAVERLAG

Vergangenheit. Ein Raum höchstmöglicher Ruhe. Ein tröstliches Nichts, aus dem sich selbst zu gebären Vollendung bedeutete. Der Tod wusste auch, dass fast alle, die er bis zu dieser Schwelle begleitete, den Raum voll Verlangen betraten, so als hätten sie ihr gesamtes Leben nur darauf gewartet. Er selbst blieb stets respektvoll vor dem Tor zurück.

Franz Sacher kam mit den Kindern. Für die zehnjährige Annie war es schlimm. Der nur zwei Jahre jüngere Eduard hatte das nüchterne Naturell seiner Mutter. Er nahm den Tod des Vaters als eine Angelegenheit, die es zu bewältigen galt. Die Jüngste, Franziska, hatte von jeher keine Beziehung zum Vater gehabt.

Annie klammerte sich an den Sterbenden, als könnte sie ihn so im Leben halten. Und da – im Ringen um ihren Vater wichen die Nebel. Annie sah am Fenster im Lehnstuhl den Mann mit den wippenden glänzenden Schuhspitzen. Sie sah dem Tod direkt in die Augen. Dies alles dauerte kaum eine Sekunde. Auch die Erinnerung daran würde bald im Nebel des Vergessens verschwinden. Aber das Gefühl, dieses Gefühl, hinter den Vorhang geschaut zu haben, würde Annie von nun an begleiten.

Ein letzter Atemzug entrang sich Eduards Brust. Und mit der Luft wich das Leben aus ihm. Der Tod erhob sich und begrüßte die Seele des Mannes; hüllte die Schöße seiner Jacke um dieses tiefste Geheimnis des Menschen und verließ mit ihm den Raum.

Anna Sacher schloss die Augen des Leichnams und faltete die Hände. Dann hielt sie das Pendel der Uhr an. Auf eine bestimmte Art war sie erleichtert, so wie sie als Mädchen erleichtert gewesen war, als ihr Vater starb und sie den Schlachthof verließen.

Franz Sacher schaute auf seinen toten Sohn und begriff plötzlich, was ihn stets an Eduard irritiert hatte: die Angst vor dem Leben.

Franz fühlte, wie sich die kleine, feuchte Hand seiner Enkelin Annie in die seine schob. Mit tränenüberströmtem Gesicht blickte das Kind auf den toten Vater.



Marie schlug die Augen auf und sah in das Gesicht eines Mannes. Die schrecklichen Bilder ihrer Entführung bedrängten sie. Sie begann zu zittern.

»Musst keine Angst haben, Vogerl«, sagte Würtner beschwörend und hielt ihr einen Blechlöffel mit Zuckerwasser vor den Mund.

»Er kann dir nichts mehr tun.«

Würtner hatte sie in seine Räume gebracht. Hinter den Archivregalen gab es eine kleine Kammer, die er nutzte, wenn er bis zum Morgengrauen die Orchesterstimmen kopierte und zu müde war, um noch nach Hause zu gehen. Dort hatte er Marie auf das zerschlissene Sofa gelegt. Aus der Ferne waren Musik und Gesang zu hören.

»Bist doch ein so klein's Mädels, dir darf keiner was tun.« Seine Stimme hatte einen hellen

Klang und passte nicht zu seiner gedrungenen, dicklichen Gestalt.

Ganz nah kam der Mann Marie. So nah, dass Marie unter seinem schon schütterten Haar die gelbliche Kopfhaut sah. Und weil er nicht abließ, mit dem Löffel vor ihrem Mund herumzukreisen, und wohl auch aus Todesangst, öffnete Marie den Mund.

Es schmeckte süß und kühl. Mit jedem Schluck kam ihre Kraft wieder. Als das Glas leer war, wischte sie sich den Mund und fragte mit feiner Stimme: »Kann i' nach Haus?«

Als der Mann nichts sagte, schlüpfte sie unter der Decke hervor, stand auf und ging zur Tür.

»Was willst denn zu Haus?« Seine Stimme hatte einen schärferen Klang.

Marie wandte sich ängstlich um. »Die Mama wartet doch auf mich.«

»Die wartet nimmer.« Er lachte grob. »Deine Eltern haben dich verkauft.«

Marie starrte Würtner an.

»Ja, was glaubst, wohin dich der Mann bringen wollt? Von der Syphilis wollen die Männer kuriert werden. Dafür holen s' so kleine Mädels wie dich von der Straßen.«

Marie begann zu weinen.

»Glück hast gehabt!« Er schob sie von der Tür weg, zurück zum Sofa. Dort setzte er sie neben sich und nahm väterlich ihre Hand. Sie roch seinen Schweiß. »Aber jetzt pass i' auf dich auf«, sagte er und meinte es ernst. Er würde das Kindchen, sein Vogerl, nicht mehr in die gefährliche Welt da draußen lassen. Er würde sie beschützen, so wie er als Junge selbst gern beschützt worden wäre.

Aus der Ferne schwoll die Musik ins Finale.



Kraftvolle Akkorde vereinten die Sänger, die Musiker und das Auditorium ein letztes Mal. Der Nachhall der Instrumente war kaum verklungen, als sich stürmischer Applaus erhob. Berührt schob Konstanze von Traunstein ihren Fächer zusammen. Musik wühlte die Prinzessin stets auf und erfüllte sie mit Wehmut. Sie wünschte sich, eine Künstlerin zu sein, Muse wenigstens für ein großes Genie. Sie schaute in das Profil ihres Mannes, sah, wie sich seine Hände enthusiastisch im Applaus bewegten. Mit ihm würde sie nun für immer ihr Leben teilen. Dieser Gedanke löste ein Unbehagen in ihr aus.

Georg fühlte Konstanzes Blick und wandte sich seiner Frau lächelnd zu. Sie war ihm fremd, auch nach einem halben Jahr Ehe noch.

Constanze Nagy-Károly war ein Goldstück unter den Heiratskandidatinnen gewesen. Die Traunsteins hatten lange gesucht nach Alter und Titel, vor allem nach einem Vermögen, das sich ihren Stammbaum kaufen wollte. Das Eheversprechen abzulegen war für Georg ohne jeden Zweifel gewesen. Er brauchte eine Frau. Er wollte eine Frau. In dieser Hinsicht suchte

er ein unkompliziertes Leben. Georg war damit beschäftigt, ein sinnvolles Leben zu führen. Er spürte in sich die Berufung, die Welt besser zu machen. Dem wollte er seine Kraft widmen.

Georg atmete die zarte Note von Konstanzes Duftwasser ein, das sich mit dem Geruch ihres üppigen dunklen Haares mischte. Dieser Geruch löste Begehren aus. Er war überrascht. Zwar hatte er das Recht, seine Frau zu begehren. Aber eine gewisse Distanz, ein kühler und disziplinierter Umgang miteinander war ihm für die Ehe als notwendig vermittelt worden. Leidenschaft war etwas für die Bordelle und die Affären. Emotionen konnten einer Ehe vor allem schaden. Sie waren unberechenbar. Georg verachtete Menschen, die nicht kühlen Kopfes waren, auf die er sich nicht in jedem Augenblick und in jeder Situation verlassen konnte. Diesen Maßstab legte er vor allem an sich selbst.

3

Im Halbdunkel des hereinbrechenden Tages wurde der Sarg mit dem toten Eduard Sacher abgeholt. Die Belegschaft hatte sich auf dem Wirtschaftshof versammelt und gab ihrem Patron das letzte Geleit. Am Vormittag sollte die offizielle Bekanntmachung erfolgen. Dann würde der Leichnam der Wiener Gesellschaft und ihren Trauerbekundungen gehören. Die Angestellten würden nichts mehr tun können, als auf das Unwahrscheinliche zu hoffen, dass Anna Sacher das Haus weiterführen durfte.

Anna sah in die Gesichter ihrer Angestellten. Sie hörte unterdrücktes Schluchzen. Und sie wusste, dass hier alle um ihre Arbeit und um ihre Zukunft fürchteten. So mancher von ihnen hatte erst vor Kurzem eine Familie gegründet. Diese Leute brauchten sie, und sie brauchte die Leute. »An die Arbeit. Unsere Gäste sollen wissen, dass alles bleibt, wie's ist.« Ihr Ton hatte eine neue Lage.

Sie ging zurück ins Haus, im Geiste ordnend, was für den Tag vorzubereiten wäre.

Als sie das Büro betrat, das sie mit Eduard geteilt hatte, saß der Schwiegervater auf ihrem Platz und sah die Bücher durch.

Anna hielt den Atem an. »Bist schon bei den Papieren?«

»Wir werden einen Verwalter einsetzen, bis ich einen Käufer gefunden habe, der uns einen guten Preis zahlt«, murmelte Franz. »Davon werden wir zumindest die Hypotheken auslösen. Was mein eigenes Geld betrifft, das ich in die Unternehmung gesteckt habe ...« Er winkte ab.

Anna blieb neben ihm stehen. Es wäre ein Zugeständnis gewesen, wenn sie sich auf Eduards Seite gesetzt hätte. Sie wollte, dass er ihren Platz frei machte.

Es war sonst nicht Annas Sache, sich mit ihren Wünschen und Bedürfnissen zurückzuhalten. Doch jetzt musste sie schlau sein. Mit dem Tod ihres Mannes hatte sie die Konzession für den Hotel- und Restaurantbetrieb verloren. Auch den Titel Kaiserlicher und Königlicher Hoflieferant durfte sie nun nicht mehr führen. Sie war eine Witwe mit drei kleinen Kindern. Sie musste sich ihren Schwiegervater zum Verbündeten machen, den Verkauf des Hauses verhindern und mit seiner Hilfe die Behörden überzeugen.

»Der Eduard, der hätt's«, sie hielt inne und ließ das »vielleicht« weg, »der hätt's anders gewollt«.

Der Schwiegervater ging darauf nicht ein und sagte gutmütig: »Ich will zufrieden sein, wenn ich den Schaden für die Familie in Grenzen halt.«

Weil Anna nichts erwiderte, deutete Franz das als Zustimmung und wandte sich wieder

den Papieren zu, deren leises Rascheln durch die Stille im Raum verstärkt wurde.

»Ich werd das Haus weiterführen.«

Franz Sacher sah auf. »Die Konzessionen laufen auf Eduards Namen. Einer Frau werden s' den Titel Hoflieferant nicht überlassen«, sagte er irritiert. So naiv konnte Anna nicht sein.

»Sie sollen dem Haus den Titel lassen. Mir brauchen s' gar nix überlassen.«

Ehe er etwas erwidern konnte, klopfte es. Der Portier trat ein. Ihm folgte ein junger Mann im abgetragenen Anzug.

»Tut mir leid!« Mayr hätte Anna Sacher und ihren Schwiegervater gern vor dem Besucher verschont. »Aber der Herr ist von der Polizei.«

»Habe die Ehre! Lechner mein Name, vom Polizeiagenteninstitut«, schaltete sich der junge Mann ein und verbeugte sich knapp. »Mein herzliches Beileid, Frau Sacher, Herr Sacher. Bitte nachsichtigst um Vergebung, dass ich ausgerechnet heut. Es geht um die Stadler-Marie. Das Kind ist gestern Abend nicht nach Haus gekommen. Wir haben nur ihren Suppentopf g'funden. Außerdem gab's in der Nähe einen Toten. Ich müsst' Ihre Leute befragen.« Unter dem Milchgesicht verbarg sich ein Mann mit Entschlusskraft.

»Ja, dann tun S'.« Anna hatte gerade keine Nerven für diese Angelegenheit. »Und, Mayr, sorgen S' dafür, dass die Polizei uns anschließend durch den Wirtschaftseingang verlässt.«

Lechner zuckte unmerklich zusammen. Er war kein Lakai. Seit einer Woche war er Anwarter bei der Wiener Kriminalpolizei, und dies war sein erster eigener Fall. »Habe die Ehre.« Lechner zeigte mit keiner Miene, dass man ihn beleidigt hatte. Er verbeugte sich wiederum nur knapp und ging.

Anna wandte sich wieder ihrem Schwiegervater zu. »Das Hotel ist mein Leben, Franz. Ich werd's nicht aufgeben.«

»Dein Leben sind die Kinder, Anna. Sie haben gerade den Vater verloren.«

Franz Sacher schaute wieder auf die Unterlagen. War er wirklich dagegen, dass seine Schwiegertochter das Erbe ihres Mannes weiterführte? Aber er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie eine Frau mit drei Kindern allein in Wien ein Hotel führen wollte – vor allem in der Qualität, wie es die Gäste gewohnt waren. Und er würde Baden nicht verlassen, um an die Stelle seines Sohnes zu treten. Franz Sacher war über siebzig. Er genoss das Leben als Pensionär, zwei kurze Fahrtstunden von der brodelnden Hauptstadt entfernt. Er liebte seine einsamen Spaziergänge, die Mittagsruhe und den Duft von Kaffee gegen vier Uhr am Nachmittag. Um nichts in der Welt wollte er noch einmal in der Gastronomie oder im Hotelbetrieb arbeiten. Er hatte seinen Teil getan und seine Söhne in die Spur geschickt. Der älteste Sohn führte schon seit über zehn Jahren ein Kurhotel.

Anna hatte keine Ahnung von den Gedanken ihres Schwiegervaters. Sie sah nur seine Strenge. Sie durfte sich jetzt nicht schwächen lassen. Sie musste sich auf das konzentrieren, was sie wollte.